



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2018

Die Schweiz für Expats? Viel normaler als sie meint

Rost, Katja

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-147683>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Rost, Katja. Die Schweiz für Expats? Viel normaler als sie meint. In: NZZ am Sonntag, 21 January 2018, 18.

Die Schweiz für Expats? Viel normaler, als sie meint

Kaum jemand denkt so viel über ihr Bild im Ausland nach wie die Schweizerinnen und Schweizer



Katja Rost

Im Sommer gehen wir jeweils gerne in den Biergarten des Restaurants «Sonne» in Küsnacht. Der See glitzert. Die Atmosphäre ist entspannt. Kinder sind willkommen. So wie uns geht es vielen ausländischen Fachkräften. Im Biergarten spricht man Hochdeutsch und Englisch. Schweizerdeutsch hört man hingegen selten. Ist dies ein Indiz dafür, dass Expats in der Schweiz keinen Anschluss finden? Dass sie unter sich bleiben müssen?

Tatsächlich kommt eine Studie des Expat-Netzwerks InterNations zum Ergebnis, 70 Prozent der ausländischen Fachkräfte in der Schweiz hätten Schwierigkeiten, Freunde zu finden. 50 Prozent seien vor allem mit anderen Expats befreundet. 30 Prozent nähmen die Schweizerinnen als unfreundlich wahr. Hierzu passend spricht der Journalist David Torcasso wenig schmeichelhaft von «Streber-Ausländern». Seiner Meinung nach haben Expats nur ihre Karriere im Sinn und gefährden damit das *dolce vita* in der Schweiz. Handkehrum hatte die

Schweiz im Ausland immer schon einen negativen Ruf, wie mehrere Stimmen belegen: Laut dem Historiker Georg Kreis wird den Schweizerinnen neben Kleinlichkeit, Humorlosigkeit, Pharisäertum und Introvertiertheit auch Fremdenfeindlichkeit bescheinigt. Dies sei eine Folge der Überfremdungsinitiativen seit den siebziger Jahren. Bereits 1928 hatte Graf Hermann Keyserling geschrieben, die Schweiz sei rassistisch und erhebe den Anspruch, Vorbild für die ganze Welt zu sein. Die ostdeutsche Schriftstellerin Monika Maron formulierte es 1987 besonders drastisch. Für sie ist die Schweiz eine reiche DDR: «Eng, miefig, kleinlich». Diese Fremdbilder stimmen durchaus mit dem kritischen Selbstbild überein, das einige Schweizerinnen von sich selbst haben.

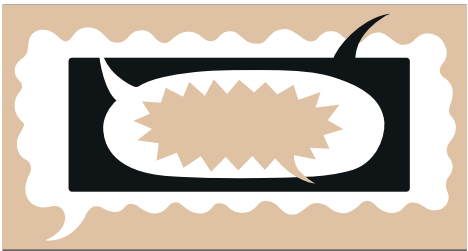
Allerdings gibt es kein Land, dass im Ausland ausschliesslich positiv gesehen wird. Zudem besteht gerade in der Schweiz ein besonders grosses Bedürfnis, sich selbst und den anderen zu erklären, wer man sei. Den Grund für dieses schweizerische Reflektieren benennt der Schriftsteller Kurt Marti: Vor allem kleine Länder sind überdurchschnittlich vom Ausland abhängig und müssen deswegen auf ihren guten Ruf achten. Könnte es also sein, dass die Schweiz gar nicht fremdenfeindlicher ist als vergleichbare Länder? Sondern dass sie nur besonders ausgiebig darüber diskutiert? Drei Beobachtungen erhärten diese These: Erstens schneiden in der erwähnten Expat-Studie die kulturell

Für Monika Maron ist die Schweiz eine reiche DDR: «Eng, miefig, kleinlich».

ähnlichen Nachbarn der Schweiz – Deutschland, Österreich oder Frankreich – bei der Unfreundlichkeit oder den mangelnden Freundschaften mit Einheimischen genauso schlecht ab. Zweitens entlarvt die Studie grosse kulturelle Unterschiede zwischen verschiedenen Expats. Sind Schweizer Fachkräfte selbst Expats, so integrieren sie sich schnell ausserhalb ihrer Heimat. Hingegen finden deutsche oder amerikanische Fachkräfte – die zwei grössten Gruppen in der Schweiz – auch anderswo oft keinen Anschluss. Drittens gibt es Fremdenfeindlichkeit nicht nur in der Schweiz. An Österreichs Universitäten ist von «Deutschenschwemme» die Rede. Die Zahl der «Piefkes», wie die Deutschen in Österreich despektierlich genannt werden, soll begrenzt werden.

Kurz: Die Schweiz ist unter Expats sicher nicht die beliebteste Destination. Ihre Nachbarländer sind es aber auch nicht. Letztere beschäftigen sich nur nicht so sehr mit der Frage, was andere von ihnen denken. Nicht die Fremdenfeindlichkeit, sondern die Reflexion darüber ist eine Schweizer Eigenheit. Selbstbetrachtung hilft bekanntlich, die Dinge zu verändern. Vielleicht wird die Schweiz ja bald herzlicher zu ihren Expats. Dann blühen diese auf, entdecken das *dolce vita* hierzulande. Und werden die Schweiz bald mehr lieben als deren Nachbarn.

Katja Rost ist Soziologieprofessorin an der Universität Zürich.



Showdown

Stefan Bühler

Donald Trump erkennt einen Löwen, ein Nashorn und ein Dromedar. Er kann einen Würfel abzeichnen, hört in einer Buchstabenfolge den Buchstaben A problemlos heraus und kann sich kurze Sätze einprägen. Er ist in der Lage, von 100 in Siebnerschritten rückwärts zu zählen, kann Fahrrad und Eisenbahn als Fahrzeuge benennen und in einer Minute mindestens elf Wörter mit dem Anfangsbuchstaben F aufzählen: Der US-Präsident hat den sogenannten Moca-Test fehlerfrei bestanden, was seinen Arzt darauf schliessen liess, er sei «geistig sehr klar».

Als diese Nachricht diese Woche das untere Gürbetal erreichte, haben wir aufgeatmet. Nicht nur, weil wir geistige Klarheit bei einer Person, die den grösseren Atomknopf besitzt als der nordkoreanische Diktator, prinzipiell begrüssen. Nein, Trumps Moca-Resultat bestätigte uns auch in unserer Schulpolitik, denn im unteren Gürbetal unterrichten wir nach dem Lehrplan 21. Und dieser nennt unter anderen folgende Lernziele: «Die Schülerinnen und Schüler können im Zahlenraum bis 100 von beliebigen Zahlen aus vorwärts und rückwärts zählen.» Sie können «die Aufsicht von Würfelgebäuden (...) zeichnen», «Zuordnungen von Pflanzen und Tieren mithilfe ihrer Merkmale vornehmen» und «einzelne Buchstaben wiedererkennen». Kurzum: Nahezu alle Fragen des Moca-Tests sind bei uns Schulstoff. Und dies nicht erst an der Uni, sondern schon auf der Unterstufe: Alle erwähnten Lernziele gelten bei uns für die erste und die zweite Klasse.

Trump hat mit dem Moca-Test also nicht nur seine geistige Klarheit bewiesen. Er hat nebenbei auch den Nachweis erbracht, dass er bei uns bereits in die dritte Klasse übertreten dürfte und dass folglich jeder Bewohner des unteren Gürbetals nach der zweiten Klasse grundsätzlich zum amerikanischen Präsidenten taugt.

Medienkritik

Wie die «Republik» ihren Penalty verschoss



Michael Furger

Übers Wasser laufen können sie dann doch nicht, die Kolleginnen und Kollegen der «Republik». Das Online-Magazin ist nach vielen Monaten der Selbstbeweihräucherung diese Woche gestartet – und hat Journalismus geliefert. Ganz normalen, soliden Journalismus. Wer hätte das gedacht?

Und die Republikaner haben auch gleich ihre erste Pleite eingefahren. Aber der Reihe nach: Für guten Journalismus müssen grob gesagt zwei Voraussetzungen erfüllt sein. Es braucht erstens gute Journalisten. Leute, die präzise recherchieren, klug nachdenken und griffig schreiben können. Gute Journalisten gibt es einige in diesem Land. Wer anständige Löhne bezahlt – und das kann die «Republik» mit ihrer prallgefüllten Kasse –, bekommt solche Leute. Und so ist es auch. Es arbeiten gute Journalisten bei der «Republik».

Die zweite Voraussetzung ist schwieriger: Es braucht gute Themen, besser gesagt: Leute, die ein Gespür haben für die Temperatur von Themen. Gute Medien schaffen es, Geschichten zu setzen, die heiss sind, sprich: die man sofort lesen will, und nicht solche, die man noch ganz inter-

Gute Medien schaffen es, Geschichten zu setzen, die heiss sind.

essant findet und für später auf die Seite legt (und dann niemals liest). Diese Temperatur hinzukriegen, ist etwas vom Schwierigsten überhaupt, und jede Redaktion scheitert ab und an daran. Aber wer es auf Dauer nicht schafft, driftet in die Beliebigkeit ab und wird zu einem Dozentenfoyer oder zu einem Kuriositätenkabinett.

Temperatur gewinnt man mit einem Primeur oder mit einer herausragenden Story zu einem aktuellen Thema. Ja, Aktualität ist relevant, auch wenn man keine Nachrichtenschleuder sein will. Jeder Leser lebt im Hier und Jetzt. Einen herausragenden Text gab es diese Woche bei der «Republik», eine Reportage über das gespaltene Amerika. Keine brandneue Idee, aber ausgezeichnet umgesetzt. Einige andere waren alter Käse. Der wahrscheinlich dreihundertste Artikel über die Digitalisierung, die vielleicht doch nicht so viele Jobs killt wie befürchtet. Temperatur: am Gefrierpunkt.

Ihre heisseste Story hat die «Republik» dafür verpasst. Das Drama um die schweizerische Nachrichtenagentur SDA passt perfekt ins Weltbild und in die Ansprüche der Redaktion. Die angeblich bösen Verlage, welche die seriöse Faktenfabrik aus ökonomischen Interessen zugrunde reiten. Helden, Schurken, Geld und finstere Pläne. Alles, was sich die «Republik» hochtrabend auf die Fahne geschrieben hat, steckt drin.

Doch die SDA-Story hat am Samstag der «Tages-Anzeiger» gemacht und damit die Kollegen abgetrocknet. Die «Republik» erhielt gleich in ihrer ersten Woche einen Penalty, und hat nicht einmal das Tor gefunden.

Grenzerfahrung

Ein Mythos verblasst



Barbara Hofmann

Der Eishockeyverein HC Ambri-Piotta – kurz: Ambri – gilt als Mythos. Dieser bildet eine kraftvolle Erzählung über Menschen an einem bestimmten Ort. Im Norden des Kantons Tessin ist das besonders wichtig.

Die Leventina serbelt. Die Region wird meist übergangen, nicht erst seit Inbetriebnahme der Neat. Sie kämpft verzweifelt ums Überleben und braucht darum ihre Mythen. Etwa den Eishockeyclub Ambri, der bisher nicht nur das Selbstbewusstsein der Leventiner stärkte, sondern auch das der weniger gut Betuchten im übrigen Tessin.

Ambri stand immer wieder kurz vor dem grossen Durchbruch – und stürzte dann erneut ab. Man kaufte Spieler mit grossem Namen und verdrängte, dass diese am Ende ihrer Karriere standen. Wer Karriere machen will, geht nicht zu Ambri. Trotzdem standen die Fans stets zu ihrem Verein. Der Mythos der rebellischen Jugend in der Curva Sud, die mit der Hymne «La Montanara», Che Guevara und Fackelinszenierungen auf sich aufmerksam machte, half dem Klub, Geld zu verdienen. Jeder Schweizer Eishockey-Fan liebt diese Kulisse. Es gab zwar bei den Spielen von Ambri immer wieder Ausschrei-

tungen, gerade auch bei Derbys mit dem Erzfeind Lugano. Doch was am letzten Sonntag im Spiel gegen Lausanne passierte, ging weit darüber hinaus. Die Fans der Klubs gerieten sich in die Haare, angeblich hätten die Anhänger von Lausanne angefangen. Ob das zutrifft, werden Polizei und Staatsanwaltschaft untersuchen.

Es war ein Nachmittagsspiel, und deshalb waren auch Dutzende von Familien mit Kindern in der Valascia, wie das Stadion heisst. Dann flogen plötzlich Rauchbomben, Petarden und andere Gegenstände. Die Einrichtung in der Halle wurde schwer beschädigt, das Leben der Kinder war bei den Ausschreitungen in Gefahr.

Die Mannschaft will darum am 18. Februar vorab Kinder zu einem öffentlichen Training mit Zvieri einladen. Der Anlass soll zu einem von den Spielern unterstützten Fest gegen die Angst werden, sagte Ambris Präsident, der Ständerat Filippo Lombardi. Zudem sollen kommende Saison die beiden geplanten Nachmittagsspiele aus Sicherheitsgründen vor leerem Gästesektor ausgetragen werden. Ein Novum im Schweizer Eishockey.

Ambri ist letzten Sonntag knapp an einer Katastrophe vorbeigeschlittert. Ob schuldig oder unschuldig: Der Mythos Ambri verblasst, Ambri wird zum mittelmässigen Klub, der es immer wieder knapp in die Play-offs schafft. Das Ambri, das der Klub für viele Tessiner Familien war, existiert nicht mehr. Denn jetzt werden die Spiele auch in der Valascia zum Sicherheitsrisiko.

Barbara Hofmann ist Korrespondentin für deutschsprachige Medien im Tessin.